

Bäume, Bäume, Bäume

Max Küng Zürich (CH)



Bild: Susann Allgaier

Vor dem Fenster meines Büros steht ein Baum. Ich schaue ihn oft an, denn nicht selten ist mir etwas langweilig. Obwohl, nein, das stimmt nicht. Langweilig ist das falsche Wort. Es ist wohl einfach so, dass ich lieber den Baum betrachte, als mich um die Arbeit zu kümmern, denn das Schreiben von Texten ist dann und wann recht mühsam. Viel schöner ist es, aus dem Fenster zu blicken und zu sehen, wie sich die Äste des Baumes im Wind bewegen, fein, hin und her. Der Baum ist einfach zu erkennen. Sogar ich kann seinen Namen nennen: Birke. Einst schrieb ich über die Birke, sie sei ein

Arschloch, weil ich allergisch auf ihre Pollen bin. Noch heute treffe ich auf Menschen, die finden, der Satz mit der Birke sei der wahrste Satz, den ich je geschrieben hätte.

Aber er ist nicht wahr, der Satz. Er ist falsch. Denn die Birke ist ein Baum – und wenn ich etwas mit Bestimmtheit weiss, dann dies: Dass die Bäume gut sind, und zwar ausnahmslos alle. Einmal schrieb ich: Die Bäume sind meine besten Freunde. Dieser Satz ist ein wahrer Satz.

Als vor ein paar Jahren etwas geschah, etwas sehr Trauriges, weil ein Mensch starb, den ich liebte

und immer lieben werde, da gab es nichts, was mich hätte trösten können. Worte halfen nicht, so gut sie auch gemeint waren, wie auch Musik nicht half. Nichts kam an gegen die Traurigkeit – bloss der Wald hatte die Fähigkeit, so etwas wie Trost zu spenden. Er sog den Kummer auf. Ein jedes Mal, wenn ich nach einer oder zwei Stunden Spaziergang wieder aus dem Wald ins grelle Licht trat, fühlte ich mich besser. Damals begriff ich viel. *Wir sind so gerne in der freien Natur, weil diese keine Meinung über uns hat.* Das schrieb Nietzsche einst. Ein Satz, den man sich tätowieren lassen könnte.

Wenn ich an den Wald denke, dann denke ich auch immer an meine Kindheit, automatisch, denn die beiden Dinge sind miteinander verbunden. Ich wuchs auf einem Bauernhof auf, am Rand eines Dorfes am Rande eines Kantons am nördlichen Rande unseres Landes. Vom Hof waren es nur ein paar Schritte, dann war man im Wald. Wir bauten Hütten dort, spitzten Stecken zu, durchstreiften ihn forschend. Er war unser Versteck vor der Welt. Aber es blieb auch immer eine Restunheimlichkeit, weil er kein Ende zu haben schien. Für uns Kinder war der Wald unfassbar gross und manchmal von einer Dunkelheit wie in einem Märchen mit bösem Ende. Einmal nahmen wir uns vor, im Wald zu übernachten. Wir hatten unsere Rucksäcke gepackt und die Sackmesser dabei. Bald prasselte ein Feuer, bald brieten wir Würste und wärmten die Büchsen auf, die man «John Wayne» nannte, ein Bohneneintopf, den uns die im Dorf stationierten Soldaten geschenkt hatten. Wir erzählten Heldenhaftes – und als die Glut zu ihrem Ende kam, da machten wir es uns in unseren Schlafsäcken bequem. Schlaf jedoch gab es keinen. Denn der Wald wollte keine Ruhe finden. Ein Knacksen dort. Ein Rascheln hier. Ein Knarzen? Ein Knurren? Der Wind? Ein Wesen? Die nächtliche Stille war voller Lärm. Noch bevor der Morgen graute, klopfte ich zuhause an die verrammelte Türe, lag bald im weichen, warmen Bett und nur langsam fuhr die Angst mir wieder aus den kindlichen Knochen – doch niemals ganz.

Vor zwei, drei Jahren bekam ich einen Auftrag: «Fahr nach Lappland», sagte mein Chef, «und gehe in den Wald. Gehe so lange, bis du Angst bekommst.» Ich entgegnete ihm lächelnd: «Da kann ich aber lange gehen.» Allerdings musste ich dann doch nicht so lange gehen, bis eine alte Ahnung von Angst mich beschlich, denn die Wildnis im hohen Norden ist von einer eignen Einsamkeit, die topografische Sen-

sationsarmut der Landschaft in Kombination mit der hypnotisch repetitiven Schönheit der Pflanzenwelt tun das ihrige. Morsches Totholz barst unter meinen Schuhen, weich ging ich über Moos, Äste schlugen mir ins Gesicht, glucksend klang es, als mein Schuh im sumpfigen Grund am Ufer eines Baches einsank, ein Tier flüchtete, ich sah es nicht, hörte bloss das Knacksen von Zweigen, das Rascheln von Laub. Keinen Menschen sah ich, ging Stunde um Stunde, keine Menschenseele. Aber ich wusste: Solange man unterwegs war, war man nicht alleine, denn da war der Weg, und man hatte damit zu tun, nicht von ihm abzukommen. Denn würde ich den Pfad verlieren, so könnte es sein, dass ich mich größer verlief. Ich würde nichts antreffen ausser Birken, Espen, Fichten, würde über Flechtenteppiche schreiten, dann und wann träfe ich auf einen Fluss, einen Strom, vorbei ginge es an Seen, Tümpeln, über Moore. Und wenn ich dann wieder aus dem Wald käme, dann wäre mein Bart lang und dort läge ein Städtchen, das im Wappen einen Bären zeigt, der einen Lachs in den Pranken hält und lächelt. Der Ort heisst Anadyr. Er liegt dort, wo die Welt zu Ende ist, in Sibirien. Aber ich endete damals glücklicherweise nicht in Sibirien, sondern blieb auf dem Weg, kam heil wieder aus dem Wald heraus. Als es eindunkelte, da hockte ich in der Sauna.

Heute lebe ich in der Stadt, in Zürich, mittendrin, umzingelt von steinernen Häusern und blechernen Autos. Jedoch ist der Wald nicht allzu fern, der zudem ein schöner, ein wilder Wald ist. Auch meine Buben versuche ich von seinen Vorzügen zu überzeugen. Beim Älteren ist mir dies schon recht gut gelungen, er mag ihn, weil er die Ruhe schätzt, die unaufdringliche Gesellschaft der Bäume. Der Jüngere aber hasst den Wald. Im letzten Sommer spazierten wir auf einem Weg. Der Bub wäre lieber daheim geblieben, wütend rief er: «Bäume! Bäume! Bäume! Nichts als Bäume! Der Wald ist das Langweiligste, was es gibt.» Dann griff er sich einen Stecken, der auf dem Grienweg lag. Er schleuderte ihn mit aller Kraft in den Wald hinein. Er flog nicht weit. Ohne gross Lärm zu machen, verschluckte der Wald den Stecken. Ich sagte: «Du hast recht: Bäume, Bäume Bäume! Der Wald ist das Langweiligste, was es gibt. Gerade deshalb ist er ja auch so spannend.» Mein Bub sagte nichts, die Stirn in Falten gelegt, und ich wusste: In ein paar Jahren würde er es begreifen, in ein paar Jahren. ■